

Aus Saarlouis an der französischen Grenze gibt es in diesem Sommer eine Geschichte zu erzählen, die viel über die deutsche Wirtschaft verrät. Dort schließt der Autokonzern Ford demnächst seine Fabrik, ein herber Schlag für die Stadt. Diese Geschichte handelt aber nicht vom Niedergang. Sie handelt vom Wandel. Das Gelände, das Ford in Saarlouis verlässt, verfällt danach nämlich nicht etwa zur traurigen Brache. Dort will das schwäbische Familienunternehmen Vetter in den kommenden Jahren vielmehr für rund 450 Millionen Euro eine hochmoderne neue Fertigung bauen. Nicht für Autos, sondern für Arzneimittel.

Das ist kein Zufall. Mag die Stimmung in anderen Wirtschaftszweigen noch so mies sein, mögen Manager und Unternehmer noch so sehr über die deutschen Zustände klagen und ihre Zukunft im Ausland suchen: Die Pharmabranche investiert munter in Deutschland.

Die Serie der frohen Botschaften, in die sich die Geschichte aus Saarlouis einreihet, ist angesichts der Gesamtlage spektakulär. Für den größten Wirbel sorgte Eli Lilly aus Amerika. Der Konzern errichtet für 2,3 Milliarden Euro ein Werk in Alzey, wo künftig jene Abnehmspritzen gefertigt werden sollen, die Eli Lilly zu einem der wertvollsten Börsenunternehmen der Welt gemacht haben. Daiichi Sankyo aus Japan investiert eine Milliarde Euro in Pfaffenhofen, vor allem um neue Krebsmedikamente zu entwickeln. Der Schweizer Roche-Konzern erweitert für 600 Millionen Euro seine Produktion in Penzberg. In Mainz baut Biontech, beflügelt vom Erfolg des Corona-Impfstoffs, gleich an mehreren Adressen. Sogar Bayer, der gebeutelte Platzhirsch, gibt in Berlin Geld für ein neues Gen- und Zelltherapiezentrum aus. Boehringer Ingelheim hat für 350 Millionen Euro ein neues Biotechnologiezentrum in Biberach bezogen, Pfizer sein Werk in Freiburg für 300 Millionen Euro ausgebaut. Für etwa die gleiche Summe baut Merck an seinem Stammsitz in Darmstadt ein neues Forschungszentrum.

Deutschland, glücklich Pharmaland. Moment mal. Fehlen in den Apotheken nicht Hunderte Medikamente, weil die Produktion nach Asien abgewandert ist? Stimmt schon. Das betrifft allerdings gerade nicht die teuren neuartigen Präparate, um die es in all den neuen Werken und Laboren gehen soll, sondern günstige altbewährte Mittel, bei denen die Kalkulation ganz anders aussieht.

Dass es vielen Pharmafirmen gerade so gut in Deutschland gefällt, ist erstaunlich, aber erklärbar. Man muss nur ein paar Eigenheiten der Branche kennen. An ein paar alte deutsche Tugenden denken. Und über ein paar Termine Bescheid wissen, die in den beiden vergangenen Jahren in Berlin stattfanden.

Es fing nach Informationen der F.A.S. damit an, dass ein Dutzend Konzernchefs aus aller Welt ihre Aufwartung im Bundeskanzleramt machten, um für ihre Sache zu werben – und zu sagen, was in Deutschland nerve, die langen Genehmigungsdauern für klinische Studien etwa und die Einschränkungen bei der Nutzung medizinischer Daten. Es folgten Gespräche im kleineren Kreis. Sowohl Wirtschaftsminister Robert Habeck als auch Kanzler Olaf Scholz nahmen sich Zeit. Man sprach über Medikamente und geostrategische Sicherheit, über Innovation und Wertschöpfung, über den Zusammenhang von Arzneimittelherstellung und Standortattraktivität.

Es habe damals keine Liste einzelner anstehender Investitionsentscheidungen auf dem Tisch gelegen, berichtet ein Teilnehmer dieser Runden. Es sei eher um das große Ganze gegangen – und darum, dass die Pharmafirmen anders als zuvor die Chiphersteller Intel und TSMC für ihre Vorhaben keine Subventionen vom Staat verlangten.

Gleichzeitig arbeiteten die Ökonomen aus dem Sachverständigenrat der Regierung, besser bekannt als „Wirtschaftsweise“, an ihrem Jahresgutachten. Ein Schwerpunkt darin liegt auf den Aussichten verschiedener Wirtschaftszweige, in Deutschland künftig für Arbeitsplätze, Steuereinnahmen, Wohlstand zu sorgen. In keiner anderen Branche, fanden die Fachleute heraus, steigern Investitionen in neue Geräte, Maschinen und Anlagen die Produktivität so sehr wie bei der Herstellung von Arzneimitteln. Außerdem ist die Pharma-Belegschaft jünger, die Wertschöpfung je Beschäftigten höher als anderswo. Eine goldene Mischung. „Das spielte für unsere Überlegungen natürlich eine Rolle“, sagt Jörg Kukies, der als Staatssekretär im Kanzleramt für die Wirtschaftspolitik zuständig ist.

Heraus kam Ende November die „Pharmastrategie“ der Koalition, die außer vielen netten Worten ein Gesetz zur Erleichterung der Arzneimittelentwicklung gebracht hat. Zudem ließ die Regierung eine zwischenzeitliche Kürzung der Erstattungsbeträge um 5 Prozent auslaufen. Die Hersteller bekom-



Foto: Sebastian Mast

## Das neue deutsche Pharmawunder

Deutschland ist als Industriestandort in Verruf geraten. Pharmakonzerne aus aller Welt investieren trotzdem Milliarden hierzulande. Warum nur?

Von Sebastian Balzter

men nun wieder mehr Geld für ihre Medikamente. Die Kürzung machte unterm Strich 1,2 Milliarden Euro im Jahr aus. Balsam für die Branche, die sich vorher immer wieder darüber beklagt hatte, wie oft ihr in Deutschland willkürlich in die Tasche gegriffen werde, um die Finanzen der Krankenkassen zu stabilisieren.

Im November begann auch die Serie der großen Investitionszusagen. Ein Manager, der bei den Gesprächen dabei war und wenig später selbst eine Neuigkeit zugunsten von Deutschland zu verkünden hatte, warnt vor voreiligen Schlüssen. Der Einfluss auf einzelne Entscheidungen sei begrenzt gewesen. „Aber als ich merkte, dass uns endlich einmal zugehört wurde, habe ich das sofort an unseren Vorstand weitergegeben.“ Wo mehrere Länder für eine bestimmte Investition zur Wahl standen, mag so etwas das Zünglein an der Waage gewesen sein.

Die Pharmalobby werde hofiert, giften Kritiker postwendend. Doch verglichen mit den Milliarden für Intel & Co., wirkt das Entgegenkommen wohltdoziert. „Wirtschaftspolitik mit Subventionen ist immer problematisch, gezielte Erleichterungen für Forschung und Ent-

wicklung sind aber meist gut begründbar“, sagt Wirtschaftsprofessor Martin Werding aus dem Sachverständigenrat.

Allein hat die Politik das neue deutsche Pharmawunder gewiss nicht bewirkt. Zurück nach Saarlouis, wo Vetter für Konzerne aus aller Welt künftig deren Biotech-Medikamente abfüllen will. Das Werk, berichtet der Beiratsvorsitzende Udo J. Vetter im Gespräch mit der F.A.S., sollte zunächst in den Vereinigten Staaten entstehen. Weshalb es dann doch anders kam, obwohl die US-Regierung mit üppiger Staatshilfe lockt? Vetter antwortet schwäbisch-bodenständig: Erstens sei die duale Berufsausbildung in Deutschland im internationalen Vergleich ein Trumpf, weil die Fertigung teurer Präparate nur mit bestens qualifizierten Fachkräften möglich sei. Zweitens senke die Nähe zum Stammwerk in Ravensburg das Risiko, weil der neue Standort von dort unterstützt werden könne und bewährte Lieferanten zum Zug kämen. Drittens sei selbst für Kunden in Amerika die Anbindung an einen Flughafen wichtiger als ein Absender aus dem Inland, weil die Spritzen ohnehin per Luftfracht ausgeliefert würden.

Außerdem, fügt Vetter hinzu, habe die Inflation die Baukosten in den USA noch mehr gesteigert als hierzulande. Und weil Ford das Gelände in Saarlouis schon industriell nutze, verkürze sich die Genehmigungszeit erheblich.

Das war Glück. Die anderen Punkte lassen sich verallgemeinern. Am Ende wird klar, weshalb die Wirtschaftsweisen der Pharmabranche so viel zutrauen.

Für die Herstellung von Hightech-Medikamenten wird nicht viel Energie benötigt. Das ist für Deutschland schon mal eine gute Nachricht. Es geht dabei auch nicht um große Mengen; umso mehr um Reinheit, Präzision und Zuverlässigkeit. Schließlich steht die Gesundheit von Menschen auf dem Spiel. Entsprechend streng sind die Aufsichtsbehörden. Und entsprechend teuer sind die Messgeräte, Reinigungs- und Abfüllanlagen, die in modernen Pharmafabriken stehen. Noch ein Vorteil für Deutschland. Sie kosten in der Anschaffung nämlich so viel, dass es nachher nicht mehr darauf ankommt, ob der Stundenlohn für die Beschäftigten daneben 5 Euro höher oder niedriger ist. Hauptsache, die Maschinen laufen. Das macht es Billiganbietern schwer. Man sieht es daran, dass die deutschen Pharma-Exporte in den vergangenen Jahren stetig zunahmen, selbst als andere Branchen schwächelten.

Der Clou aber ist, wie die Pharmafirmen zum dauernden Fortschritt getrieben werden. Sie können nicht mit einem schicken Design ihrer Produkte beim Kunden punkten. In den meisten Industrieländern geht es vielmehr so: Will ein Hersteller ein neues Medikament auf den Markt bringen, muss er nachweisen, dass es den Patienten besser hilft als ältere Mittel. Dann werden vorangegangene Forschungsanstrengungen mit einem hohen Erstattungsbetrag belohnt – bis nach einer Weile der Patentschutz für das Präparat ausläuft und Wettbewerber günstige Kopien verkaufen dürfen. Der Originalhersteller sollte dann etwas Besseres anbieten können – oder seine Fertigung in der Zwischenzeit effizient genug für den Preiskampf gemacht haben.

Diese Fortschrittsmechanik hat weitreichende Folgen. Die Ausgaben für Forschung und Entwicklung sind in der Branche besonders hoch. Außerdem sind die Labore und Fabriken der Arzneimittelhersteller dem Statistischen Bundesamt zufolge die modernsten im ganzen Land. Der für andere Branchen zutreffende Befund, dass Betriebe auf Verschleiß gefahren wurden und eine Verlagerung ins Ausland nun einen großen technischen Fortschritt verspricht, gilt hier nicht. „Für uns schlägt in Deutschland das europäische Herz der Wissenschaft und Technologie“, sagt Belén Garrido, die spanische Chefin des Dax-Konzerns Merck. „Deshalb haben wir hier in den letzten Jahren Milliarden investiert und werden dies auch in Zukunft tun.“

Zur Wahrheit gehört, dass die Pharmabranche nicht groß genug ist, um das Ungemach aufzuwiegen, das Deutschland etwa in der Autoindustrie droht. Und dass der Aufschwung bisher an den Herstellern günstiger Nachahmermedikamente komplett vorbeigeht.

Ein Lichtblick ist all das gleichwohl: Unternehmenslenker, die den Standort Deutschland nicht dem Untergang geweiht sehen; eine Regierung, die sich beraten lässt; eine kleine Stadt im Saarland, die sich gegen Konkurrenz aus Amerika durchsetzt. Zu schön für eine Fortsetzung? Der jüngsten Konjunkturumfrage der Deutschen Industrie- und Handelskammer zufolge ist die Mehrzahl der Pharmafirmen ungebrochen investitionsfreudig. Schwer zu sagen, wer den nächsten Spatenstich ankündigt. Gerücheweise will Sanofi aus Frankreich seine Insulinfertigung in Frankfurt für eine Milliardensumme modernisieren. Nächste Woche tagt der Aufsichtsrat.